

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 38 (1951)
Heft: 4: Kretschmers Konstitutionstypologie I ; Schule und Mundart

Artikel: Schule und Mundart
Autor: Barmettler, J.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schwach gebogen, nicht scharf, harmonisch. Auffällig sind die kleinen, tief liegenden Augen.

Das weiche Haar läßt oft die Bildung von »Geheimratswinkeln« oder Glatzen mit spiegelnder, klar begrenzter Fläche zu ².

(Fortsetzung folgt.)

SCHULE UND MUNDART

Von J. M. Barmettler

I. Mier sind mier

Die Bedeutung der Mundart

Kaum aus der eisernen Umklammerung durch Nazi-Deutschland gerettet, wird unsere Existenz, unser Recht auf Eigenstand und Neutralität, schon wieder von links und rechts in Frage gestellt. Wir sind aber nach wie vor überzeugt, daß dieser Eigenstand und unsere Neutralität nicht nur uns selbst, sondern auch Europa und der Welt zum Vorteil ist. Und daß auch lebenskräftige Vereinigte Staaten von Europa nicht entstehen werden durch möglichste Zentralisation, durch Abwürgung des Eigenlebens und der Eigenarten der Einzelstaaten, sondern indem jeder Gliedstaat seines Eigenwertes bewußt bleibt und aus diesem heraus seinen geistigen und materiellen Beitrag leistet zum Wohl und Gedeihen des Ganzen. So beanspruchen wir auch für unsern Platz an der Sonne und beharren auf unsern erworbenen und ererbten Rechten. Und wir sind gesonnen, sie, wenn es sein muß, mit Gut und Blut zu verteidigen.

Den Ernst dieses Entschlusses tun wir der Umwelt durch unsere militärische Bereitschaft und deren andauernde Verbesserung kund. Dabei sind wir uns bewußt, daß alle materielle Bereitschaft untauglich ist ohne den unentwegten und unbeirraren Selbstbehauptungswillen des ganzen Volkes. Um diesen haben wir nicht weniger besorgt zu sein als um die kriegerische Ausrüstung und die wirtschaftliche Vorbereitung auf einen möglichen Kriegsfall hin.

Der Selbstbehauptungswille ist eine geistige Angelegenheit und ist im Geiste zu

pflegen und zu festigen. Wenn wir nach den Wurzeln dieses Willens und seiner Kraft fragen, dann stoßen wir auch auf unser heimatliches Idiom, die Mundart. Gewiß ist sie nicht die einzige und auch nicht die stärkste, aber doch eine beachtenswerte knorrige Wurzel. Leider sind viele Eidgenossen sich ihres reichen Wertes und ihrer Kraft, wie sehr wir durch sie mit dem Heimatboden verwachsen sind, sehr wenig bewußt.

Da muß man einmal in die Fremde gehen, möglichst weit fort, und dann unerwartet, unvermutet aus dem fremden Sprachgewirr heraus die herbe und doch so süße Stimme der Heimat läuten hören, daß einem die Tränen der Freude und des Heimwehs in die Augen stürzen, um zu erfahren, wie die Mundart kittet. Und was ist es, was die Walliser, die Schwyzer und die andern Landsmannschaften in der kleinen Fremde, etwa in Zürich oder Basel zusammenführt und zusammenhält, wenn nicht vorab die traute heimatliche Mundart? Ist nicht sie es, die das Bewußtsein schafft: Mier sind mier!? Und die Summe all solchen Teilbewußtseins ist ein helles, brausendes, gewehrumkrallendes »Mier Schwiizer sind mier und mer wend mier bliibe!«

² Die Beweisführung mittels Zahlenmaterial kann hier wohl weggelassen werden, da die vorliegende Arbeit kein Ersatz für Kretschmers »Körperbau und Charakter« sein will, sondern ein Hinweis darauf, vielleicht eine Hilfe dafür.

Die Ergebnisse der Kretschmerschen Untersuchungen sind durch die Forschung des Amerikaners Sheldon weitgehend bestätigt worden.

II. Die zunehmende Verwahrlosung der Mundart

Sobald wir uns bewußt sind, daß die Mundart besonderer Pflege und besondern Schutzes ebenso würdig ist wie die Störche und Adler, das Steinwild, die Edelweiß, das Landschaftsbild, die altertümlichen Gebäude, die Burgruinen u. dgl. m., werden wir auch schon mit Schrecken gewahr, wie sehr die Mundart dieses Schutzes wirklich bedarf. Ihre Verwahrlosung zieht immer weitere Kreise und bekommt immer stärkeres Gefälle.

Um wieviele kostbare Seltenheiten ist unsere mundartliche Flora nur seit einer Generation ärmer geworden! Sie sind ausgestorben nicht durch rücksichtsloses Hamstern, sondern, hier umgekehrt, durch geschämiges Umgehen, durch Nichtgebrauch, durch Außer-Kurs-setzen. In keiner Weise genügt es, wenn die urchigsten Ausdrücke wie Museumsstücke im Idiotikon gesammelt werden und wenn man bei einem ältern Mundart-Dichter auf sie stößt wie auf gepreßte Blumen zwischen den Blättern und sie dann mit einem zufriedenen Schmunzeln gustiert, wenn sie aber im Volke, in der Stube und auf der Straße nicht mehr lebendig sind. Wenn man sich geniert, sie auch selber weiter zu gebrauchen. Dabei wären es gerade unsere Spezialitäten, auf die wir wegen des ausschließlichen Vorkommens noch stolzer sein dürfen als das Tirolerhütl auf den Gamsbart und das runde niedere Unterwaldnerhütchen auf das Edelweiß im Band.

Aber mehr noch als gegen die Verarmung ist unser entschiedener Einsatz notwendig gegen die eigentliche Entwertung der Mundart. Gegen ein immer allgemeineres Bestreben, sie abzuschleifen und mehr und mehr dem Hochdeutschen anzugleichen. Die Scheinbildung findet es »zu gewöhnlich«, daß etwa ihre Kinder noch »umgheijid oder umtroolid und dräckigi

Händli überchömid«; die dürfen nur noch »umfalle und d'Händli schmutzig mache«.

Was früher »töiff, tüüff, täiff oder teiff« war, ist jetzt »tief« worden. Die »Pfäischter« sind nur noch »Fänschter«, »d Säipfi (Söipfe, Saapfe)« ist jetzt »Säiffe«, »de Brootis« »Broote«, »de Zeis« »Zins«. Jetzt wird nicht mehr »graukt«, nur noch »graucht«. Jetzt gibt es kein »iischigs Iisch« mehr, bloß noch »iisigs Iis« (dabei müßte doch »iisig« für eisern reserviert bleiben). Jetzt spricht man »Honig« und »König«, nicht mehr »Hong« und »Chöng« (nur im Kartenspiel darf er als solcher einstweilen noch weiter leben). Jetzt »gheißt« niemand mehr, man »heißt« bloß noch. Man fängt auch schon an, »Chirche« zu sagen anstatt »Chile«. »Bi uns« und »unseri Chinder sind heim choo«, nicht mehr »bi öis« und »öisi Chind sind hei choo« (ob da die Basler mit Recht sich auf eine wirkliche derartige Tradition berufen können, wie auf anderes auch, was noch zur Sprache kommt, bleibe dahingestellt). Jetzt heißt es »ertrinke und ersticke«, nicht mehr »vertrinke und versticke«. Die Sonja darf nicht mehr »schmöcke, wie d Veijeli schmöckid«, sie muß jetzt »rieche, wie d Veijele rieche«. Es hat auch nicht mehr »z leere«, sondern »z lerne«. Man geht nicht mehr »of Bärn«, sondern »nach Bärn«, und wohnt nicht mehr »z Lozärn«, sondern »in Lozärn«. Und da kann man jetzt auch hören »mer chöme, mer ässe« anstatt »mer chömid, mer ässid«. Und »jemand« ist gekommen, nicht mehr »öpper«. Und selbstverständlich ist es höchst plebejisch, zu reden »vo dem Maa, wo vertronken ischt«; man spricht »vo dem Maa, der ertronken ischt«.

Die Blütenlese dürfte genügen, um jedermann zu überzeugen, daß da wirklich eine massive Mundartentwertung vor sich geht. Bald sind wir so weit, daß man den gesamten Unterschied zwischen Mundart und Hochdeutsch in zwei, drei Regelchen zusammenfassen kann: 1. Die Mundart kennt

keine Mitvergangenheit (und statt gewesen sagt man *gsi*). 2. Die Schluß-n und die e nach dem g in der Vergangenheitsform fallen weg, z. B. *gstorbe* anstatt *gestorben*. 3. Der Umlaut ei wird ii, au wird uu, äu und eu wird üü, z. B. *tüüre Wii suufe*. Schluß!

Ja, dann ist wirklich Schluß. Jedenfalls kein Grund mehr, mit der Mundart nicht vollständig Schluß zu machen. Aber dann »simmer au nümme mier«.

III. Die Mitschuld der Schule

Eine brenzlige Überschrift. Doch muß sie stehen bleiben. Sie hält der Schule ja auch nicht alle Schuld zu. Und zweifellos gibt es Lehrer und Lehrerinnen, die gar keine trifft. Allerdings sind damit nicht schon die Mundart-Fanatiker unter ihnen frei gesprochen. Solche können nämlich der Mundart leicht mehr schaden als nützen — bei der besten Absicht. Bestimmt ist dies der Fall, wenn man alle hochdeutschen Reden und Vorträge verpönt. Es ist wahrlich nicht damit getan, daß es schwizertütsch tönt, es muß auch ein gutes und sauberes Schwizertütsch sein. Respekt vor dem Redner, dem die Mundart zu schade ist, um sie zu gebrauchen, wenn er sie doch verballhornen würde. Und es ist wirklich nicht jedermanns Sache, vielmehr eine seltene Gabe, in guter Mundart zu rednern. Witze machen, etwas erzählen, das mag noch angehen. Sobald aber Wissenschaft vorzutragen ist, soll man es nicht in Mundart zu sagen versuchen, aus Rücksicht auf beides, auf die Mundart und auf das, was man zu sagen hat. Mundart ist nun einmal Umgangssprache und nicht gewöhnt an hohe geistige Gedankengänge. Da fehlt der entsprechende Wortschatz, und so pflegt dann der Redner herumzufuhrwerken mit hochdeutschen oder ganz fremden Ausdrücken in mundartlicher Quetschung. Sogar manche Bundesfeier-Rede würde besser nicht in Mundart gehalten. Und auch

auf Landsgemeinden wird sie heute weidlich gemartert. Was man z. B. auch dort zu schlucken bekommt an falschen Relativsätzen, die mit »der«, »die«, »das« anfangen anstatt mit »wo«!

Gerade damit wollen wir den Nachweis beginnen, daß es eine Mitschuld der Schule wirklich gibt. — In der Schule lehrt man die Kinder ganz richtig: man sagt nicht »Das Bild, wo an der Wand hängt«, sondern »Das Bild, das oder welches an der Wand hängt«. Und mit Recht fügt der Herr Lehrer bei: das andere ist Dialekt. Doch versäumt er meistens, für sich und für die Schüler hinzuzufügen: Im Dialekt ist es also umgekehrt, da ist das »wo« richtig und das »welches« und »das« falsch, genau so falsch in der Mundart, wie das »wo« im Hochdeutschen. — Dieser Greuel, der einem in Mundart-Reden in jedem zweiten Satz serviert wird, stammt doch vornehmlich aus der Schule.

»Lerne« ist kein ehrlicher Mundart-Ausdruck. Er stammt ebenfalls aus der Schule. Das glaubt sich der Herr Lehrer und die Frl. Lehrerin selber schuldig zu sein. »Der Lehrer lehrt, aber der Schüler lernt«. Ganz recht, im Hochdeutschen. Aber die Mundart hat für beides »leere«. (Bitte, keine Aufregung wegen dem Doppel-e! Die »Züritütschi Mundart-Grammatik« ist von einem Lehrer geschrieben, aber der Lehrer heißt auch dort nicht anders als »Leerer«. Es wäre ja wirklich lächerlich, aus Angst vor der Autorität eine Ausnahme zu machen und vom Prinzip abzuweichen: alle Dehnung wird durch Verdoppelung ausgedrückt. — Aber dann kann man ja leeren und lehren nicht unterscheiden? Doch doch! Weil verschieden gesprochen, ist es auch verschieden zu schreiben. Leeren wird zu »lääre« oder ostschweizerisch »lèère«). — Aber lehren und lernen sind doch zwei verschiedene Begriffe. Somit muß man sie auch kenntlich machen. — Bitte, in welcher Sprache gibt es keine mehrdeutigen

Wörter?! Und was unser »leere« anbetrifft, ist der Sinn im praktischen Gebrauch nie zweifelhaft: »I mues no leere«, »I wott di scho leere!« — Aber gibt es so nicht ein Durcheinander im Hochdeutschen? — Selbst wenn dem so wäre, entspringt daraus kein Recht, die Mundart zu fälschen. Und wie sollten unsere Kinder die Belehrung nicht kapieren? »Im Dialekt braucht man für beides das gleiche Worte, ‚leere‘, im Hochdeutschen hingegen hält man ‚lehren‘ und ‚lernen‘ auseinander. Was der Schüler tut, ist ja nicht das gleiche wie das, was der Lehrer tut. Der Lehrer lehrt (darum heißt er ja Lehrer), aber der Schüler lernt.«

Ähnlich ist sehr wahrscheinlich in der Schule »schmöcke« durch das mundartlich unechte »rieche« ersetzt worden. »Schmekken tut man mit der Zunge; mit der Nase riecht man.« War nicht so oder ähnlich die Belehrung? Und durchaus zu Recht für das Hochdeutsche. Aber in der Mundart war »schmöcke« trotzdem zu belassen. Zweideutigkeit des Ausdrucks? — Und wenn! Übrigens nicht mehr als beim »rieche«. Da heißt es jetzt auch »D Nägeli tüend rieche«. Es mag aber schon sein, daß in kurzem die Schule weiter doktern will: »D Nägeli tüend nid schmöcke und nid rieche, si tüend dufte.« — Aber es kommt mit dem »schmöcke« noch eine andere Zweideutigkeit in Frage, nämlich im Hinblick auf das Schmecken mit der Zunge. Da heißt es doch etwa: »Wie schmöckt der de Chueche?« — Stimmt nicht. Hier ist das Wort »schmöcke« mißbräuchlich verwendet. Echte Mundart fragt: »Wie tunkt di de Chueche?«

»Lerne, rieche«, zwei kleine Einzelheiten, nicht des Aufhebens wert. — Ja, wenn es dabei bliebe. Aber es ist ein Anfang, der zur dauernden Versuchung wird. Hat sich der Herr Lehrer und das Frä. Lehrerin einmal erkühnt, an der Mundart zu doktern, warum sollte man alsdann nicht noch vieles mehr daran zu »verbessern« finden.

Richtiger Lehrerschaft liegt das Verbessern ja im Blut. Diese Versuchung wird noch verstärkt durch den Wunsch, sich den Deutsch-Unterricht zu erleichtern. Ist aber der Damm gebrochen, wird die Bresche immer größer, das Bestreben immer selbstverständlicher, die Mundart abzuschleifen und dem Hochdeutschen anzupassen. So werden die währschaften, mundarteigenen Ausdrücke außer Kurs gesetzt, »Niidle und Anke« und so vieles andere nicht mehr gebraucht, »Cheschtene« werden zu »Chaschtanie« »verbessert«, »Höibeeri« zu »Heidelbeeri«, »Urue« zu »Unrue«, »Schlieffschue« zu »Schlittschue«, »aafoo« zu »aafange«, »aagrüefft« zu »aagrueffe«, »umgläid« zu »umgelegt«, »i wott« zu »i will« und so weiter und so fort. Die unbekümmertste Mundart-Entwertung geht vor sich — durch die Schule. Zweifellos in bester Absicht. Aber das arme Idiom!

IV. Die Mithilfe der Schule

Die Lehrerschaft zeigt löblicherweise mit am meisten Verständnis und Einsatzfreudigkeit um alle möglichen kulturellen und fürsorglichen Belange, und ihr eigener Schwung pflegt die Schülerschaft zu ganz erstaunlichen Leistungen mitzureißen. Gelte es »Pro Juventute, Pro Senectute, Pro Infirmitas«, gelte es dem Tier- oder Pflanzenschutz, einer Römersiedlung, Pfahlbauten oder einer Burgruine, sei eine Sammlung vorzunehmen für die Opfer einer Lawinen- oder Brandkatastrophe. In schier allen Anliegen gelangt man an die Schule, und was die Lehrerschaft an die Hand nimmt, begeistert und begeisternd, das gelingt.

Nun es um die schutzwürdige und schutzbedürftige Mundart geht, wie sollte man da nicht vorab die Schule um ihre Mithilfe angehen? Wem läge das Anliegen näher als ihr? Und wenn soeben von Mitschuld die Rede war, so handelt es sich obendrein um so etwas wie Genugtuung oder Schadener-

satz. Dabei ist das, was der Schule als Mit-
hilfe zugemutet wird, unglaublich wenig.

Denn es muß niemand weder hoffen noch
fürchten, es gelange nun ein neues Lehr-
fach in Vorschlag. Der Schulplan ist ohne-
hin überladen, und mit dem Hochdeutschen
hat die Lehrerschaft ohnehin ihre liebe
Not. Mit einem neuen Fach »Mundart«
würde die Schwierigkeit der hochdeutschen
Rechtschreibung geradezu zur Aussichts-
losigkeit gesteigert. Dies obendrein ohne
wirklichen Gewinn für die Mundart, deren
schulfachliche Pflege die Beherrschung des
Hochdeutschen voraussetzt. — Die Sache
ist viel einfacher.

Das wenige, das der Lehrerschaft zuge-
muted wird, besteht in der liebevollen Wert-
schätzung der Mundart, in der Ehrfurcht
vor ihr. Ehrfurcht wie vor einer zerschos-
senen Fahne, wie vor alten Möbeln, Bü-
chern und Akten. Oder vergleichen wir
schulmäßiger: Ehrfurcht wie vor einer
Wiese mit einer berühmten Flora, mit
ganz aparten Pflanzen. — Diese Ehrfurcht
ist die Hauptsache; alles weitere ist damit
wie von selbst gegeben.

Ist eine Lehrerin, ein Lehrer von dieser
Ehrfurcht erfüllt, dann besteht zum vorn-
herein keine Versuchung mehr, die Mund-

art zu »verbessern«, hingegen um so mehr
Eifer, sie wieder zu verbessern, indem sie
sich selber einer guten, sauberen Mundart
befleißigen und indem sie auch die Schüler
dazu anhalten. Ohne daß die Mundart
Lehrfach ist. Bloß im mundartlichen Ver-
kehr zwischendurch. Allenfalls auch, wenn
eine mundartliche Erzählung oder ein sol-
ches Gedicht behandelt wird, wofür weise
Mäßigung anzuraten ist.

Will man noch ein mehreres tun — und
beides würde davon gewinnen, die Mund-
art und das Hochdeutsche —, so wäre es
die gelegentliche Frage: Was für einen
schönen Ausdruck haben wir in der Mund-
art dafür? Wie würden wir das in der
Mundart sagen? So lernten auch die Schü-
ler die Ehrfurcht und den freudigen Stolz
auf die kernige unverfälschte Mundart, und
von daher ließe sich vielleicht sogar manch
halbvergessener Ausdruck wieder neu hei-
misch und geläufig machen.

Ehrfurcht vor der Mundart, das ist das
ganze Rezept. (Wo sie vorhanden ist, da er-
laubt man sich auch nicht eine Mundart-
Rechtschreibung aufs Geratewohl, sondern
bemüht sich ebenfalls um Korrektheit. Die
wichtigsten Grundregeln dafür können in
den Nummern 16 und 23 des 26. Jahrgan-
ges dieser Zeitschrift nachgesehen werden.)

VOLKSSCHULE

VOM NATURMAGNETISMUS ZUM ELEKTROMAGNETISMUS

Von Albert Kehl

In der Septemhernummer der »Schweizer
Schule« 1948 war in einer Lektionsfolge die
Wärmewirkung des elektrischen Stromes
behandelt. Hier soll als Fortsetzung die
magnetische Wirkung in Schülerversuchen
in einfachsten Verhältnissen folgen. Vor-
aussetzung ist aber eine gründliche Kennt-
nis des Naturmagnetismus.

1. Ziel. Magnetismus ist nicht Schwerkraft

Versuch A. Die Schüler halten auf einer
Karte verschiedene Gegenstände, wie Pa-
pierschnitzel, Feder, Nadel, Watte, Mün-
zen, kleine Nägel, Hölzchen etc.

Die Karte wird plötzlich rasch weggezo-
gen. Die Gegenstände fallen auf die Bank,